

Katharina Lindner M. A.

Germanistin / Soziologin

Bulder-Berg-Weg 12

26209 Hatten

Tel.: 0160 / 94 72 41 90

E-Mail: info@lindner-katharina.de

1. Teil

„Ich bin das Licht für die Welt. Wer mir folgt, tappt nicht mehr im Dunkeln, sondern hat das Licht und mit ihm das Leben.“

Johannes 8.12, Neues Testament

Februar 2005, Apostolischer Palast, Vatikan

In die Räume des sterbenden Papstes Johannes Paul II. war Stille eingezogen.

Obgleich der Vierundachtzigjährige sich nicht in seinen Gemächern aufhielt, liefen die Angestellten auf leisen Sohlen durch die Flure und unterhielten sich nur flüsternd. Es schien, als würde bereits der Hauch des Todes in der Luft liegen und ungeduldig auf den nächsten Reisenden warten.

Karol Wojtyła, wie der Heilige Vater mit bürgerlichem Namen hieß, lag seit zwei Tagen in der römischen Gemelli-Klinik und wurde bestmöglich versorgt, doch auf eine Verbesserung seines gesundheitlichen Zustands war seit Tagen nicht mehr zu hoffen. Bereits Anfang Februar war Wojtyła wegen einer Kehlkopftzündung und akuter Atemnot ins vatikaneigene Krankenhaus eingeliefert worden. Der alte Mann litt seit neun Jahren an Parkinson. Viele Patienten dieser Krankheit ersticken am Ende eines langen Leidensweges, weil die Muskeln gelähmt wurden und das Atmen ständig schwerer fiel. Professor Renato Buzzonetti, der Leibarzt Seiner Heiligkeit, hatte bereits vor einem Jahr die Wahrheit verkündet, als Wojtyła ihn gefragt hatte, woran er letztendlich sterben würde. *Ersticken werden er*, meinte Buzzonetti, den Kopf gesenkt, die Augen dunkel vor Mitgefühl und Furcht. *An zu viel Säure und Speichel in der Speiseröhre*. Nun schien es soweit zu sein.

„Wird er zurückkehren?“ Schwester Tobiana, die Haushaltschefin, wagte es kaum, die Frage zu stellen, während sie zum dritten Mal an jenem Tag die zahllosen Bücher in der Bibliothek abstaubte. Es war eine reine Beschäftigungstherapie, denn in dem Raum war kein einziges Stäubchen zu finden und überdies war das gar nicht ihre Aufgabe. Von den fünf Schwestern, die sich im Apostolischen Palast um das Wohl und Wehe des Heiligen Vaters kümmerten, fiel Tobiana die verantwortungsvollste Aufgabe zu. Als ausgebildete Ärztin war sie nicht nur die Krankenschwester im Hause, sondern sie assistierte Professor Buzzonetti, wann immer es nötig war. Seit es dem Papst so schlecht ging, verbrachte Tobiana, eine unauffällige, stets eifrig agierende Frau, die meiste Zeit des Tages mit der aufopferungsvollen Pflege und den unzähligen notwendigen Handgriffen, die dem längst nicht mehr agilen Papst das Leben erleichtern sollten. Sie schien niemals zu schlafen.

Bischof Stanislaw Dziwisz, der Sekretär und ein enger Vertrauter des Heiligen Vaters, zuckte mit den Schultern und beobachtete die alte Dame in dunklem Ordenskleid, die nervös den bunten Wedel schwenkte. Er antwortete nicht, denn jede wahrheitsgemäße Aussage wäre einem Frevel gleichgekommen. Er glaubte nicht, dass der Papst zurückkehren würde, doch er war nicht der Ansicht, dass ihm eine solche Aussage zustand. Allein Gott entschied, wann er seine Lämmer zu sich rief und ihm, einem einfachen Diener der katholischen Kirche, war es nicht gegeben, über den Zeitpunkt zu orakeln.

„Er hat seit Tagen nichts gegessen, heißt es.“ Schwester Tobiana glitt mit dem Staubwedel über das Fensterbrett. Sie sah nicht so aus, als ob sie das öfters tat. Ihre Hände waren dafür gemacht, Operationsbesteck zu führen, Wundkompressen gegen Blutungen zu drücken, Medikamente einzuflößen und Kissen aufzuschütteln.

„Er wird ernährt. Die Ärzte tun, was Sie können. Das müssten Sie doch besser wissen als ich.“ Dziwisz tat, als würde er in einem der alten Wälzer lesen. Er nahm nichts von dem, was auf die vergilbten, brüchigen Blätter gedruckt war, auf. Aber es tat gut, die Augen zu beschäftigen, indem sie rasch über die Zeilen glitten. Der Ledereinband fühlte sich beruhigend an, eine sanfte, glatte Sache, die den Bezug zur Realität wieder herstellte und damit die Angst ein bisschen minderte. Das Buch hatte er zufällig ausgewählt und zerstreut an der Stelle aus dem Regal gezogen, vor dem er sich gerade befand.

„Es heißt auch, dass er nicht mehr selbst atmen kann. Von laufen und sprechen ganz zu schweigen.“

„Schwester, würden Sie sich bitte in einem anderen Raum eine Beschäftigung suchen? Ich habe dringend zu arbeiten, schließlich müssen die Geschäfte weiterlaufen.“ Dziwisz hatte sich im Ton vergriffen und es war ihm bewusst. Er, der als sanftmütig, geduldig und höflich bekannt war, spürte inzwischen die Anspannung, die überall im Vatikan in den Ecken nistete, beinahe körperlich. Es fühlte sich an, als wäre er zwischen straff gespannte Gitarrenseiten geklemmt. Jede Bewegung schien unendliche Kraft zu kosten. Und durch die Haut waren Schauer zu spüren, die vage an dumpfe, Unheil verkündende Schläge erinnerten. Der Ruf einer Trommel, die einen Countdown herunterzählte und dabei immer lauter wurde. Er rann durch seinen Leib und blieb darin verhaftet. Und es stimmte. Die Geschäfte mussten weiterlaufen. Das begann damit, dass reiflich zu überlegen war, welche Mitteilung in welchen Worten an die Öffentlichkeit gerichtet wurden. Die Institution durfte nicht lügen und nichts bewusst verschweigen, denn die Menschen hatten ein Recht darauf, zu wissen, wie es um ihren Papst stand. Die Gefahr, dass im Fall seines Ablebens ein Schock eintrat und für unberechenbares Chaos sorgte, war zu groß. Deshalb war es sinnvoll, die Wahrheit in kleinen Häppchen zu servieren, die leichter verdaulich waren. Gleichzeitig musste man abwägen, wie detailreich die Informationen waren, deren Publikation man vertreten konnte. Die Gläubigen durften keinesfalls den Eindruck bekommen, das Oberhaupt der katholischen Kirche sei nicht mehr handlungsfähig und die Kirche somit ohne Leitung.

Und das endete damit, dass Alltagsgeschäfte, Termine, Verpflichtungen wahrzunehmen waren, die in Stellvertretung des Heiligen Vaters in den meisten Fällen seinem Sekretär zugewiesen wurden.

Schließlich stand die Welt nicht still, nicht einmal dann, wenn der Vater im Himmel flüsternd nach dem Erben Petri auf Erden verlangte. Dziwisz brachte derzeit nicht die Kraft auf, Schwester Tobiana Rede und Antwort zu stehen und dadurch ihre kaum versteckte Angst auf die Schultern geladen zu bekommen. Er hatte genug um die Ohren. Über die ausführliche medizinische Indikation wollte er sie zudem nicht informieren, weil er ahnte, dass sie, als Fachfrau und enge Bezugsperson seiner Heiligkeit, den Ernst der Lage sofort erkennen und darüber die Nerven verlieren würde. Sie kannte den

Leidensweg, schließlich war sie in den letzten Wochen kaum von Wojtylas Seite gewichen. Die dramatische Verschlechterung seiner Krankheit und seines Allgemeinzustands Anfang Februar, die Luftröhrentzündung und die Grippe, die ihn zusätzlich geschwächt hatten, die starke Gewichtsabnahme von nahezu zwanzig Kilo, die auch nach seiner Rückkehr aus der Klinik nach zehn Tagen eine künstliche Ernährung notwendig machte. Das hinfallige Äußere und die vergeblichen Versuche, sich einige Worte zu entringen, waren von der ganzen Welt verfolgt worden, als Papst Johannes Paul II. sich den Gläubigen und Betenden auf dem Petersplatz gezeigt hatte. Wenig später war der Heilige Vater erneut in die Klinik gebracht worden und ein Ärzteteam hatte einen Luftröhrenschnitt durchführen müssen. Die Chancen standen schlecht und jeder wusste es, aber niemand wagte es auszusprechen. Nun stand ihnen allen das Warten bevor, ohne zu wissen, worauf, aber mit einer panischen Furcht im Herzen, die sich wie Gift in den Eingeweiden breit machte.

„Seine Heiligkeit würde sich wünschen, dass wir so weitermachen, wie wir es immer tun. Wenn er zurückkehrt und seine Geschäfte wieder aufnehmen will, möchte er sicher kein bodenloses Durcheinander vorfinden.“ Diesmal sprach Dziwisz mit sanfter Stimme. Angesichts der Erschrockenheit, die in Tobianas Augen stand, hatte er seine Aussage augenblicklich bereut. Er strich sich mit der Hand über den Kopf, auf dem sich das eisgraue Haar gelichtet hatte und legte die Stirn in Falten. In jenem Moment hatte er Ähnlichkeit mit einem freundlichen Hund, was sicherlich auch an seinen fleischigen Wangen und seinen hängenden, von Falten zerfurchten Augenlidern lag. Die Einkerbungen zwischen seinen Augen, die selbst dann zu sehen waren, wenn er lächelte, waren in den letzten Tagen tiefer geworden, die Ringe über seinen stark ausgeprägten Tränensäcken dunkler. Er schlief nicht viel. Keiner schlief viel in jenen Tagen im Apostolischen Palast.

„Schwester, seien Sie doch so freundlich und fragen Sie in der Küche nach einer Tasse Tee für mich. Schwester Germana weiß, wie ich ihn mag und wird sicher gern dazu bereit sein, ihn zu kochen.“ Tobiana hatte aufgehört, den Staubwedel über die Buchrücken zu wedeln, doch sie zögerte. Ob sie ahnte, dass Dziwisz keines Tees bedurfte, sondern schlicht seine Ruhe haben wollte, bevor in wenigen Stunden einen Termin mit dem Staatssekretär Angelo Sodano wahrzunehmen hatte? Später am Abend stand ein Treffen mit dem deutschen Kardinal Joseph Ratzinger auf der Agenda. Dieser würde nicht als Präfekt der Glaubenskongregation erscheinen, sondern als Dekan des Kardinalskollegiums. Er galt als rechte Hand und Ratgeber des Papstes, nachdem Wojtyla ihn 2002 zum Titularbischof von Ostia ernannt hatte und war ohne Zweifel einer der bedeutendsten und einflussreichsten Kardinäle. Dziwisz wusste, dass Kardinal Ratzinger bereits hinter vorgehaltener Hand als Nachfolger des Papstes gehandelt wurde.

In dem Moment, als Tobiana das Zimmer verließ, rutschte Stanislaw Dziwisz das Buch aus der Hand, in dem er eben noch flüchtig geblättert hatte und das er gerade ins Regal hatte zurück stellen wollen. Es schlug flach mit dem Rücken auf dem Boden auf, hinterließ aber außer einem ohrenbetäubenden Knall keinen Schaden. Die Seiten waren unversehrt. Es war eine Bibel, die seit mindestens fünfzig

Jahren in der Bibliothek stand. Keine von den wertvollen und keine von denen, die oft benutzt wurden. Ihr weinroter Einband wirkte nicht abgegriffen, das Leder roch neu. Die Schrift war klein und eng, die Seiten waren von mäßiger Dicke. Dziwisz bückte sich seufzend, was aufgrund seines Alters eine Weile dauerte und durch seine Leibesfülle und die unbequeme Tracht, die er trug, zusätzlich erschwert wurde. Als er nach dem Buch griff, um es aufzuheben, fiel ihm eine Art Lesezeichen auf, das halb herausgerutscht war. Er nahm die Bibel an sich und ging zum Schreibtisch, darauf bedacht, den Zettel – oder was es auch war – an Ort und Stelle zu lassen. Das Kitzeln frisch erblühter Neugierde hatte alle seine Sinne erreicht. Vielleicht war auch *das* nur eine Art von Beschäftigungstherapie, *seine* Art von Beschäftigung. Ob sinnlos, ob sündhaft – ihm stand der Sinn durchaus danach, sein Hirn noch eine kleine Weile vor den anstrengenden Aufgaben zu bewahren, die an jenem Tag anstanden. Es gab zu viel zu denken, zu viel zu grübeln, zu viel zu besprechen. Und zu viel Sorge. So viel Sorge um die Zukunft, die ungewiss und doch so nah in der Tür stand und unweigerlich Veränderungen mit sich bringen würde. Er hörte sie bereits an seinem Ohr atmen.

Vielleicht war Dziwisz bereits nächste Woche oder nächsten Monat nicht mehr in seinem Amt. Noch spielte alles eine Rolle, aber schon morgen konnten alles, was er kannte, seine Bedeutung verloren und die Winde sich gedreht haben. Gott allein wusste, was geschehen würde. Gott allein entschied nach seinem Gutdünken. Möglicherweise würde sich der alte, mittlerweile recht erschöpfte Mann von den Seiten, auf die er zufällig gestoßen war, getröstet fühlen. Schließlich mussten sie schon einmal für jemanden eine Rolle gespielt haben, sonst wären sie nicht markiert worden. Es mochte ein Zeichen sein oder Zufall. Der Bischof sehnte sich nach Seelenruhe und gab dem Wunsch, in die Heilige Schrift einzutauchen, spontan nach.

Dziwisz schlug das Buch auf der Seite auf, die von dem Zettel offensichtlich gekennzeichnet wurde. Es war die Offenbarung an Johannes, auf die er stieß. „*Ich bin das A und O*“, las Dziwisz, „– *der ist, der war und der kommt, der Herrscher der Welt, sagt Gott, der Herr.*“ Das Wort „kommt“ war unterstrichen. Auf dem Zettel stand ein Zitat, ebenfalls aus der Offenbarung: „*Sie hörten nicht auf, die Dämonen und die Götzen aus Gold, Silber, Bronze, Stein und Holz anzubeten, diese selbst gemachten Götter, die weder sehen noch hören noch gehen können. Nein, sie änderten sich nicht; sie hörten nicht auf zu morden, Zauberei und Unzucht zu treiben und zu stehen.*“¹ Dziwisz hatte Mühe, die winzigen Buchstaben ohne Brille zu entziffern und ahnte, dass er dafür mit Kopfschmerzen bestraft werden würde. Er lehnte sich im Stuhl nach vorn und glitt fast mit seiner breiten Nase über seine Lektüre. Sie enthielt wenig Neues und nichts Aufschlussreiches. Das bevorstehende Endgericht, ausgelöst durch Gottes Zorn, war nicht wirklich dazu geeignet, seine Stimmung zu heben. Der päpstliche Sekretär spürte einen leisen Anflug von Unmut und noch ein anderes Gefühl. Enttäuschung über den ausgebliebenen Trost? Nein, dafür fühlte es sich zu schrill an, fast heftig, wie ein Schluckauf in der Herzgegend. Flatternde Furcht vor den metaphorischen Bildern, die beim Lesen der apokalyptischen

¹ Offenbarung an Johannes, 9.20, Neues Testament

Verkündung automatisch aufstiegen? Dafür waren die Bilder in seinem Kopf zu farblos und zu unscharf. Sie glichen verwackelten, von einer Pocketkamera hastig aufgenommenen Fotos. Nein, es war tatsächlich so etwas wie Ärger, der sich seiner bemächtigte. Über sich selbst, weil der Papst im Sterben lag und er nichts Besseres zu tun hatte, als Mysterien auf die Spur kommen zu wollen, die keine waren. Weil er die fürsorgliche und zuverlässige Tobiana unter dem Vorwand, Tee trinken zu wollen, aus dem Zimmer gejagt und sie damit ihrer letzten, wenn auch sinnfreien Tätigkeit beraubt hatte. Immerhin war die polnische Schwester dadurch von ihren Sorgen etwa abgelenkt worden. Und über den Zettel, auf dem er Literaturhinweise, hochtrabende theologische Erkenntnisse oder sogar persönliche Aufzeichnungen vermutet hatte. Statt dessen fand diese Aussage aus den düstersten Seiten des Buches, das er in- und auswendig kannte.

Unter dem Zitat aus der Offenbarung stand noch etwas in lateinischer Sprache, das wie ein Code oder eine Steuernummer aussah: JS – 027 / 071976 – DE – 5900 – FRANKENSTEIN. Möglicherweise war es gar eine verschlüsselte Telefonnummer, jedenfalls konnte Stanislaw Dziwiz mit dieser Information überhaupt nichts anfangen und hatte keine Lust, sich in Anbetracht der eh schon ernsten Situation weiterhin mit dem Ende der Welt auseinander zu setzen. Das würde früh genug kommen, aber ganz gewiss nicht mehr vor dem Ableben seines Arbeitgebers, Freundes und Mentors. Und bis dahin war noch unglaublich viel zu erledigen. Er zerknüllte den Zettel in dem Wissen, dass er Mary Shelleys Roman „Frankenstein“ zwar kannte, aber nicht gelesen hatte. Dass die Person, die den Wisch in die Offenbarung gestopft hatte, vermutlich etwas wirr im Kopf gewesen war und eine heimliche, weil nicht erlaubte, Leidenschaft für Horror-Romane und alphanumerische Rätsel gehegt hatte. Und dass er Besseres zu tun hatte, als in verstaubten Büchern zu wühlen, die nie jemand benutzte. Zum Beispiel, sich bei Schwester Tobiana zu entschuldigen und mit ihr gemeinsam einen stärkenden Tee zu sich zu nehmen.

Als die Klosterfrau Tobiana, die wie er selbst und der Papst aus Polen stammte und Seiner Heiligkeit schon gedient hatte, als dieser noch Erzbischof von Krakau gewesen war, höchstpersönlich den geordneten Tee auf einem Tablett ins Zimmer balancierte, hatte er den Zettel in den Abfalleimer geworfen, der einen Tag später geleert und weggebracht wurde, um per Recycling zu einem neuen Buch oder einem Schulblock für einen römischen Erstklässler zu werden.